

Johannes von Müller : zum 200. Geburtstag am 3. Januar

Autor(en): **Bonjour, Edgar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **31 (1951-1952)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-159991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

JOHANNES VON MÜLLER

zum 200. Geburtstag am 3. Januar

VON EDGAR BONJOUR

Wenn man Johannes von Müller heute immer wieder den schönsten Stern am Firmament schweizerischer Historiographie nennt, so beruht ein solches Urteil mehr auf dem Wissen um die nachhaltige Wirkung dieses Historikers als auf der genauen Kenntnis seiner Bücher. Denn es ist nicht zu bezweifeln: Müller gehört zwar zu den am meisten gepriesenen, aber am wenigsten gelesenen Geschichtsschreibern. Sein Hauptwerk, das er sich in den Stürmen eines bewegten Lebens abrang, die «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft», gilt gemeinhin als veraltet. Die moderne Forschung lehnt seine Ergebnisse ab, der Geschichtsfreund stößt sich an seinem dunkeln Stil. So ist denn Müllers Schweizergeschichte selber historisch, selber Vergangenheit geworden; aber eine Vergangenheit, die sich immer wieder als Ruferin zur Tat erwiesen hat. Indem er seinem Land und dem aufhorchenden Europa das schweizerische Staatenbündel als eine lebendige Nation darstellte, konnten sich an diesem Gemälde einer großen Vergangenheit die Schweizer aus tiefer Not aufrichten. Das Ausland sah nach dem Untergang der alten Eidgenossenschaft mit den Augen Müllers das Existenzrecht, ja die Existenznotwendigkeit des kleinen Volkes und verhalf ihm zu neuer staatlicher Unabhängigkeit. Sogar in den deutschen Befreiungskriegen wurde Müllers Geist beschworen: er habe vor allen andern für der Menschheit kostbarste Rechte seinen Mund aufgetan. Und der Mythos unserer Vergangenheit, den er so unnachahmlich gestaltete, hat bis ins zwanzigste Jahrhundert, in der Epoche bitterer Gefahr, seinem Volk inneren Halt geboten. Vielen spendete die Vorrede «An alle Eidgenossen» unschätzbaren Trost: «Zeiten kommen, Zeiten schwinden, andere sind da. Was ist unvertilgbar? Was, eingegraben in den Geist, sich fortpflanzt von Geschlecht zu Geschlecht».

Den Mann, von dem so starke Wirkungen ausgegangen sind, hat man stets als eine der seltsamsten Individualitäten und vieldeutigsten

Persönlichkeiten empfunden. Goethe bezeichnete ihn als «eine Natur, dergleichen auch nicht wieder zum Vorschein kommen wird, sowie seine Art Bildung für künftige Zeiten auch unmöglich ist». Am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen als Sohn eines Pfarrers geboren, legte Müller schon früh ein stupendes Fassungsvermögen und eine ungemeine Arbeitsenergie an den Tag. Er studierte in Göttingen Theologie, übernahm als Zwanzigjähriger eine Griechischprofessur in seiner Vaterstadt, wandte sich innerlich jedoch der profanen Geschichte zu. Die Entwicklung des Historikers läßt sich anhand seiner Jugendschriften ausnahmsweise gut verfolgen. Ihn lockte schon damals als erstrebenswertes Lebensziel mehr der Ruhm des Schriftstellers als der des Forschers. Neben geschichtlichen Abhandlungen verfaßte er unermüdlich Rezensionen und führte einen ausgedehnten Briefwechsel. Einzelne Teile seiner Korrespondenz wurden bereits zu seinen Lebzeiten publiziert und erzielten einen größeren Leserkreis als seine Bücher; die Unmittelbarkeit, Lebhaftigkeit, Leichtigkeit, Natürlichkeit des Tons war es wohl, was allgemein ansprach. Überhaupt wußte Müller die Besten seiner Zeit für sich einzunehmen. Eine unerschütterliche Lebensfreundschaft verband ihn mit Karl Viktor von Bonstetten, dem weltmännischen und anmutigen «Philosophen» Berns. Stets fand Müller hilfsbereite Gönner, hingebende Freunde, aufrichtige Verehrer. Es muß von seinem überströmenden Wesen ein unbeschreiblicher Zauber ausgegangen sein. Von ihm, dem überragend Begabten, erwartete man Höchstes. Später haben ihn die Weimarer — Goethe, Schiller, Herder, Wieland — wie ihresgleichen behandelt und als größten Historiker bewundert.

Und doch zeigten sich schon früh Müllers angeborene Mängel, die er nie ganz überwinden konnte: Unruhe des Temperaments, hohe Selbsteinschätzung, reizbare Empfindlichkeit, Sprunghaftigkeit in den Entschlüssen, rasches Schwanken zwischen den gegensätzlichsten Stimmungen und Meinungen. Von solchen Charakterschwächen fallen die Schatten auf sein Bild bei der Nachwelt; hier liegen die Gründe seines zerrissenen Lebenslaufes. Zudem peinigte ihn zeitlebens der Ehrgeiz, auf der politischen Weltbühne zu agieren und auch da Lorbeeren zu ernten, obgleich der Vertrauensselige nicht aus dem Holze stammte, aus dem Staatsmänner geschnitzt werden. Sein unbändiger Tätigkeitsdrang steigerte sich fast zur Besessenheit: «Der Geschichtschreiber sey auch Geschichtthäter». Wer ihm ein Feld weiterer Leistungsmöglichkeiten erschloß, dem wandte er sich zu. Nicht der bare Nutzen hat ihn bewogen, seine Lebensstellung so oft zu wechseln, sondern die Aussicht auf einflußreiche Wirksamkeit.

Wohin Müller kam — nach Genf, Bern, Kassel, Mainz, Wien — und ein Amt übernahm, wurde er dessen bald wieder überdrüssig. Er sehnte sich stets nach Einsamkeit und konnte sie doch nicht er-

tragen. Kaum stand er in einer amtlichen Tätigkeit, klagte er über «das Nichts der Geschäfte» und quälte ihn der Wunsch, durch Geschichtsschreibung sich Unsterblichkeit zu erringen. Als beste publizistische Feder Deutschlands war er von den Mächtigen dieser Welt umworben und steter Versuchung ausgesetzt, die Grenze zwischen Geschichte und Politik zu überschreiten. Er verfaßte ahnungsvolle Staatsschriften, worin er die Zerstörungstendenz des rationalen Unglaubens, die Sprengkraft der Rousseau'schen Ideen, das Heraufkommen der Revolution prophezeite. Seine eidgenössischen Landsleute ermahnte er, das revolutionäre Gewitter dadurch zu bannen, daß sie demokratische Institutionen einführten. Aber ein einziger seiner Ratschläge wurde befolgt: die Beschwörung der alten Bünde in Aarau. Von der Helvetik schien Müller anfänglich begeistert, schlug sich dann jedoch bald auf die Seite der Altgesinnten und geriet bei beiden Parteien in ein mißfarbiges Licht. Ergreifend ist sein letzter Besuch in der Heimat vom Sommer 1804. Es bedrückte ihn schwer, daß man in der Schweiz die Zeichen der Zeit nicht zu deuten verstand: «Die Tagsatzung hat mir nicht eben gefallen; es ist doch so ganz und gar keine Spur von Gemeinsinn... So ist der Staat zerfallen, weil die Seele erlosch. Man mag Formen und Formeln schmieden; der Sinn ist erstorben». Bei Basel schied er tieftraurig von der Schweiz.

In Berlin, im anregenden Verkehr mit Alexander von Humboldt, lebte Müller wieder auf. Er hielt hier seine glanzvolle Akademie-rede «De la gloire de Frédéric», die von Goethe übersetzt wurde. Aber der Aufstieg Napoleons, des Allgewaltigen, erschreckte ihn. Er fürchtete, der «Autocratos» werde die kleinen Staaten verschlingen, auf deren Mannigfaltigkeit die Kultur Europas beruhe; ihr drohe verderblicher Untergang. So unternahm er es denn zusammen mit dem Freiherrn vom Stein, den deutschen Nationalgeist gegen die französische Universalmonarchie anzufeuern. Die Niederlage von Jena betäubte ihn: «Kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte». Kurze Zeit darauf erschien ihm, dem so sehr Beeindruckbaren, Preußens Fall als Strafgericht Gottes. In einer Unterredung mit Napoleon, der ihn für sein System gewinnen wollte, erlag er ganz dem großen Verführer. Er begrüßte nun sogar die Bildung des Rheinbundes. Empört sagte sich mancher von ihm los. Friedrich von Gentz schleuderte ihm seine Verachtung ins Gesicht: «Sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte... Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks».

Hier hat die Wissenschaft unserer Tage mit allem Nachdruck zu fragen, ob es sich bei dieser letzten Wendung in Müllers Verhalten wirklich um einen krassen Umfall handelt, um einen Verrat an seinen

eigenen Ideen. Darf das vernichtende Urteil Sybels über Müller: «Der talentierteste und charakterloseste Geschichtschreiber seiner Zeit» immer noch unbesehen nachgesprochen werden, wie es üblicherweise geschieht? Müller hat sich gegen die aufschäumende Entrüstung mit dem Schlagwort gewehrt: «Lieber Franzosen als Kosaken». Diese kurze, affektgeladene Antwort gibt nicht die richtige Ursache an. Um hier klar zu sehen, um Müllers veränderte Einstellung zu den Weltereignissen zu begreifen, muß man von seiner universalhistorischen Konzeption ausgehen. Bisher hatte er stets jede hegemonische Machtballung als ein großes Unglück für Europa angesehen und als Schutz davor den bündischen Zusammenschluß der Gefährdeten empfohlen: «Gegen die Prepotenz eines einzigen Willens ist nichts anderes als die Vereinigung der Bedrohten zu Einem eben so mächtigen Willen». Nun aber wurde Müller enttäuscht inne, daß seine Zeitgenossen «auf Bündnisse schimpfen, wie Kinder das Messer schlagen, mit dem ihre Unerfahrenheit sie verletzt hat». Seine Grundanschauung gab Müller zwar auch jetzt keineswegs preis. Ihrer Verdeutlichung hatten ja gerade seine zwei bedeutendsten Werke dienen sollen, die «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» und der «Fürstenbund»; beides waren Darstellungen erfolgreicher Allianzen zur Rechtswahrung gegen Gewaltherrschaft. Aber Müller ordnete nun seine Ansicht der Antinomie von despotischer Uniformität und freiheitlicher Vielfalt seinem religiösen Glauben von Sündenfall und Auferstehung unter. Der Schicksalsmann Napoleon wurde ihm unter diesem Aspekt zur Zuchtrute Gottes, die bonapartistische Herrschaft zur auferlegten Zeit der Prüfung, in der die innere Erneuerung zu erfolgen habe. Raffe sich Europa unter den Schlägen dieses Unglückes nicht auf, «dann kömmt Joch, Barbarey, alles dessen man werth ist. Rüttelt aber das Übel schlafende Kräfte auf, so kann ... eine herrlichere Zeit werden als zuvor». Seine eigene Aufgabe in dieser Epoche tiefster nationaler Niedergeschlagenheit sah Müller darin: «Die Menschen möglichst emporzuhalten, ihnen Kräfte einzuschreyen, und mich da nicht sowohl um die oder diese Form zu bekümmern, als daß das Leben bleibe und wachse». Es gebe für die europäischen Völker wie für die einzelnen Menschen kein anderes Heil als die Selbstreform: «Solange wir nicht mit Schmerzen wiedergebohren werden, und Gemeinsinn und die Einfalt kraftvollen Verstandes die Oberhand nicht gewinnt, hat der gute Gott den Zweck seiner Cur noch nicht erreicht, und ist die Zeit noch nicht da, wo es wieder gut werden kann».

Erst wenn man sich diesen allgemeineschichtlichen Standpunkt Müllers vergegenwärtigt, versteht man, daß er aus den Händen des Napoleoniden Jérôme einen Ministerposten im neuen Königreich Westfalen annehmen konnte. Indessen wurde er seiner äußerlich

glänzenden Stellung nicht froh. Als Generaldirektor des Unterrichts wehrte er die Eingriffe der Franzosen in die Universitäten Marburg, Halle, Göttingen ab. Aufgebracht durch Müllers Dazwischentreten erklärte ihm der König in Anwesenheit des Hofes, er wolle keine Gelehrten mehr, sondern nur Soldaten und Dummköpfe. Da reichte Müller gekränkt sein Entlassungsgesuch ein: «Sire, le 28 décembre 1807, Votre Majesté voulut un Directeur général de l'instruction publique. Elle m'en offrit l'emploi, je l'ai accepté. Aujourd'hui en m'annonçant qu'Elle ne veut que des ignorans et qu'Elle réserve un sort funeste aux villes à Universités, Elle m'a donné ma démission. Sa volonté est ma loi; j'accepte». Ein Versuch, Müller in seine Heimat zurückzuholen und ihm hier die ungestörte Vollendung seiner Schweizergeschichte zu ermöglichen, scheiterte. Von Leiden gebrochen und von Arbeit aufgerieben, starb er siebenundfünfzigjährig in Kassel. Jakob Grimm beschrieb als Augenzeuge sein Begräbnis: «Er sah an die Siebenzig aus. Er ist wie unter Heiden gestorben, ein anderer Ort wäre der vielen Jahre würdiger, da er so fleißig und herzlich gearbeitet. Heute von zehn bis halbzwölf war der Leichenzug. Am Grabe weinten seine drei Bedienten laute Tränen»...

Das Testament enthielt Müllers wundervollen Abschiedsbrief an die Heimat. Ihr und ihrer Historie hatten doch Hauptinhalt und Hauptsorge seines Lebens gegolten. An der Schweizergeschichte hatte er unter den schwierigsten inneren und äußeren Verhältnissen, während über dreißig Jahren, fortgearbeitet und dieses Werk aus allen Fährnissen seiner stürmischen Lebensfahrt gerettet.

Was den «Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft» ihre geistesgeschichtliche Eigenart verleiht, ist ihre Stellung innerhalb der verschiedensten Gedankenströme. Müller empfand die Erschütterung der Zeitenwende aufs heftigste, und sie hinterließen einen spürbaren Niederschlag in seinem Werk; wie denn jeder Historiker an Voraussetzungen gebunden ist: an die Wirkung zeitgeschichtlicher Ereignisse sowohl als auch an seinen Bildungsgang. Müller hatte in seiner Jugend die Aufklärung in sich aufgenommen. Obgleich er bald einmal vom «alten Sünder» Voltaire und vom «Lästerer» Rousseau abfiel, behielt er doch einiges von ihrem rationalen Optimismus und ihren Motivationen. Er erlebte hierauf rückhaltlos den Sturm und Drang mit seinen beiden Komponenten, der Gefühlseligkeit und dem Kraftmenschentum. Müllers weiche Natur gab sich ganz der Empfindung hin, begeisterte sich aber zugleich auch am antiken Ideal der Tat: «Unsterblich zu sein, darnach brannte ich von Jugend auf. Nur zwey Wege waren: schreibwürdige Thaten oder thatenerregende Schriften». Später öffnete er sich den Einflüssen Herders, dessen Ideen von der genetischen Lebenskraft, von der Bedeutung der Tradition und Sitte, von Familie, Gemeinde, Umwelt. Mit seiner hoch-

entwickelten Intuition erfaßte er die sogenannte «Volksseele», beschwor er den sogenannten «Nationalgeist» und entzückte damit die Romantiker. Er wollte nicht so sehr einen Zustand beschreiben, als vielmehr dessen Entwicklung aufzeigen und ihn damit in seiner Lebensfülle erklären: «Wie ward Helvetien? Wie ward die Höhle der Auerochsen und Rennthiere zum Sitze einer blühenden Republik, zur Wohnung der Zwingli, Geßner und Haller?» Alle diese Gedankengänge verarbeitete Müller nicht zu einer einheitlichen Grundanschauung, nicht zu einem System historischen Denkens; sie fluten in seinem Werke durcheinander, getrieben von seinem alles durchdringenden Temperament und energisch zusammengehalten von seiner pathetisch-emotionalen Diktion.

Trotz vielen denkerischen Unstimmigkeiten drang Müllers Tiefblick bis zu den bewegenden Mächten des historischen Lebens. Immer stärker wuchs seine Überzeugung vom Walten ideeller Kräfte in der Menschheitsgeschichte. Diese Einsicht hing mit seinem religiösen Erlebnis zusammen. Plato hatte ihn zum Christentum zurückgeführt. Nun glaubte er an die Wege Gottes in der Geschichte, an die Vorsehung. Die Bibel wurde ihm zur Offenbarung. Er meinte, dieses Buch passe auf kein Volk so eigentümlich wie auf die Eidgenossen: «Aus einem Geschlecht freyer Hirten erhebt sich in so viel Stämmen als eure Cantons eine Eidgenossenschaft. Von Gott bekommt sie drey Gesetze; wenn ihr sie haltet, so seyd ihr unüberwindlich: Ewig in eurer Verbindung zu beharren, Eine Nation, Eine Familie; ohne Eroberungslust, in ihren Landmarken unschuldig frey, auf angestammten Gütern und bey ihren Heerden zu leben; die Nachahmung fremder Grundsätze und Sitten als den Untergang der Verfassung zu betrachten».

Bei der Sichtung und Verarbeitung des Urkundenstoffes kam es Müller nicht in erster Linie auf die Kritik an, auf die gewissenhaft-minutiöse Scheidung des Falschen vom Wahren. Sondern es ging ihm vor allem darum, aus den überlieferten Dokumenten das eigentümliche Leben der Vergangenheit aufquellen zu lassen. Mit seiner ungewöhnlichen Empfindsamkeit des Auges und der Seele war er zur malerischen sowie psychologischen Schilderung historischer Landschaften, Verhältnisse und Menschen hervorragend befähigt. Er beschrieb das mittelalterliche Leben in den eidgenössischen Tälern und Städten mit geradezu dichterischer Gestaltungslust, ließ es in seiner Buntheit aufleuchten und stimmte es doch auf einen einheitlichen, zusammenfassenden Farbton. Geschichte war für Müller viel eher Angelegenheit der Phantasie, des anschauenden Verstandes, als des zergliedernden Intellekts. Das Philosophieren in der Geschichte lehnte er ab: «In meiner Seele ist weit mehr dichterische Bildsamkeit als reines Begriffsordnen». Ihm schwebte die Historie als Kunstwerk

vor, und unter den Gestaltern schweizerischer Vergangenheit ist er denn auch der größte Künstler.

Einen nicht geringen Teil seines künstlerischen Bemühens verwendete Müller auf die sprachliche Formung. Sein Stil hat von jeher den Zugang zu seinem Werk anziehend gemacht, zugleich aber auch erschwert. Müller bewunderte an Tacitus Würde und Kraft des Ausdrucks, an Rousseau Glut und Schwung des Vortrags, und alle diese Qualitäten suchte er zu vereinigen: «Dieser Rousseau lehrt mich eine einige, sehr große, nicht genug von mir bedachte Wahrheit — die große Wichtigkeit und Allmacht der Kunst zu reden. Hat er nicht das ganze denkende Europa entzückt; sind nicht alle, seine Mitbürger ausgenommen, zu seinen Füßen, und lernen — nichts, beten ihn an, nur weil er die Sprache so allmächtig führt wie Gott Jupiter seine Donner? So will ich denn dieses großen Instrumentes mich auch bemächtigen. Von der Völkerwanderung bis auf Erasmus hat man gestammelt, von Erasmus bis auf Leibniz geschrieben, von Leibniz und Voltaire bis hierher räsoniert, so will denn ich — sprechen». Von jung auf las Müller die alten eidgenössischen Chroniken und suchte da nach dem verschollenen Wort, nach dem volkstümlichen Satzbau, nach dem Lokalkolorit. Aus diesen Schatzkammern deutschen Sprachgutes hob er manchen Edelstein und vermochte schließlich, in seinen Schilderungen den altertümlichen chronikalischen Ton zu treffen; zugleich trachtete er auch danach, die Gedrungenheit und Wucht der römischen Klassiker zu erreichen. Dadurch gewann seine Sprache einen seltsam archaischen Charakter. Aber bei all dieser Künstlichkeit verfügte Müllers Ausdruck doch auch über unmittelbare männliche Kraft und anschniegende Feinheit. Vor allem beherrschte Müller nun immer souveräner die Kunst des Erzählens, diese erste und letzte, eigentlichste Aufgabe des Geschichtsschreibers. Er gab seiner Darstellung Dichte und Spannung und beseelte sie — allerdings nicht durchgängig; in seinen Büchern finden sich auch trockene, öde Stellen, besonders in den kulturhistorischen Partien. Darüber vermag die verschwenderisch ausgestreute Fülle von schimmernden Gedanken, überraschenden Verknüpfungen und stimmungsvollen Anschauungen, vermag die kultivierte Rhetorik des Gesamtwerkes nicht hinwegzutäuschen.

Mit der ihm eigenen Herzenswärme hat Müller die Vergangenheit seiner Heimat verklärt. Sie war ihm die Geschichte einer segensreichen Konföderation: «Jener ewige Bund . . . glorwürdig durch Siege, ehrwürdiger durch Gerechtigkeit, hatte Einen, nur Einen, bestimmten, immer gleich guten Zweck, von Männern gefaßt, welche denselben allein durchaus behaupten oder nicht leben wollten». Die Entwicklung der eidgenössischen Vergangenheit bedeutete für Müller aber auch die symbolhafte Geschichte der Freiheit wider Tyrannei: «Ge-

nug auch für die Nation, . . . wenn in fernen Jahrhunderten weit über Land und Meer in ganz anderen Eidgenossenschaften ein zweiter Tell den freien Muth an dem des unsrigen entzündet, und ein neuer Erlach oder Hallwyl die Feinde seines Vaterlandes nicht zählen, sondern schlagen lernt!» Und schließlich war die eidgenössische Historie in der Auffassung Müllers die Geschichte einer Kulturnation: «Nicht auf dem Land oder auf der Macht, nicht auf dem Glück beruht eines Volkes Fortdauer und Name, sondern auf der Untilgbarkeit seines Nationalcharakters».

Darin lag das Neue, daß Müller die Schweiz als eine besondere Individualität begriff und ihre Entwicklung in den Gang der Menschheitsgeschichte einordnete. Wenn er die Vergangenheit Helvetiens darstellte, tat er das stets als Universalhistoriker, mit dem ihm eigentümlichen Zug zur Größe. Bei aller konkreten Plastik im Einzelnen wies er immer auf das Allgemeine hin. So wurde denn auch allenthalben der Sinn eidgenössischen Lebens als gemeingültiges Maß menschheitlichen Werdens aufgefaßt. Ohne diese Apotheose des schweizerischen Freiheitskampfes wäre Schillers Tell nicht denkbar. Es ist aber Müllers unvergängliche Leistung, zum ersten Mal das Bild der Schweizer als einer lebendigen Nation entworfen und damit zur Schaffung eines einheitlich-geschichtlichen, gesamteidgenössischen Volksbewußtseins beigetragen zu haben. Das wurde zum bleibenden geistigen Eigentum der ganzen Eidgenossenschaft.